Kritik der Waffen

Für eine Entmilitarisierung des Denkens

Ulrich Bröckling

edition suhrkamp

SV



SV

Sonderdruck
edition suhrkamp

Ulrich Bröckling

Kritik der Waffen

Für eine Entmilitarisierung des Denkens

Suhrkamp

Erste Auflage 2026
edition suhrkamp
Originalausgabe
© Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2026
Alle Rechte vorbehalten.
Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text
und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt
Umschlagabbildung: Svetlana Ikriannikova/Getty Images
Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: CPI books GmbH, Leck
Printed in EU
ISBN 978-3-518-00134-9

Suhrkamp Verlag GmbH
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

Für Martin, den Denkgefährten

Inhalt

Einleitung: Was Krieg wirklich bedeutet 9

1. Die absolute Waffe 19

2. Algorithmische Waffen 47

3. Waffendienst und Staatsräson 78

4. Waffenfantasien 108

5. Die Waffen des Ungehorsams 125

Schluss: Für einen Antimilitarismus der Furcht 144

Dank 155

Anmerkungen 157

Einleitung: Was Krieg wirklich bedeutet

Waffen sind große Vereinfacher. Sie schaffen eine antagonistische Welt, in der es darauf ankommt, zu töten oder mit Tötung zu drohen, um nicht selbst getötet zu werden. Eine Welt, reduziert auf das Prinzip der Selbsterhaltung, des »entweder du oder ich, wir oder sie«. Ihre elementare Beziehungsform ist Feindschaft. Um eine Waffe zu führen, muss man wissen, wie sie funktioniert und gegen wen sie zu richten ist. Mehr nicht. Wer die stärkeren Waffen besitzt, kann seinen Willen durchsetzen, wem es an Waffen mangelt, muss sich fügen. In dieser Welt des Krieges zählt allein, wer länger durchhält.

Die ukrainische Schriftstellerin Yevgenia Belorusets gibt ein Bild davon, was es heißt, in einer von Waffen bestimmten Welt zu leben. In ihren auf August und September 2025 datierten Aufzeichnungen aus Kyjiw[1] beschreibt sie eine Gesellschaft, die sich das Diktat »des ›Aushaltens‹, der Unzerbrechlichkeit«, zu eigen gemacht hat. Untrennbar verknüpft damit sei »die widersprüchliche Vorstellung, dass der Krieg eine freie Entscheidung und zugleich unvermeidliche Notwendigkeit sei«. Entstanden sei diese Einstellung bereits in den ersten Kriegsmonaten, »als sich herausstellte, dass der ersehnte Frieden nicht kommen wird«. Das surreale »Gefühl […] der schleichenden Zerstörung« schmerze »allein schon deshalb, weil die Zerstörung nicht aufhört. Und weil die Aussicht auf weitere Zerstörungen auf eine Weise diskutiert wird, als handele es sich um konstruktive Maßnahmen, die irgendetwas retten könnten.«

In eindrücklichen Vignetten erzählt Belorusets vom Alltag der Kriegsgesellschaft: vom staatlich angeordneten Zwangsritual einer täglichen Schweigeminute zum Gedenken an die Opfer der

russischen Militäraggression; von sarkastischen Witzen, wie dazu geschaffen, »das Bild der standhaften, unerschütterlichen Gesellschaft zu festigen«; von einem nächtlichen Luftangriff auf Kyjiw mit 25 Toten und dem »ekelhaften Gefühl von Verlust, Traurigkeit und Hilflosigkeit« nach den Explosionen. Sie berichtet von Freunden und Bekannten, die eingezogen wurden und inzwischen nicht mehr leben; von anderen, die ausgereist sind oder sich illegal abgesetzt haben; auch von den Zwangsrekrutierungen der ukrainischen Armee, die wehrpflichtige Männer auf offener Straße gewaltsam in Kleinbusse zerrt, um sie den zuständigen militärischen Einheiten zu übergeben. Belorusets verteidigt weder, noch verurteilt sie das brüchige Selbstbild der Unzerbrechlichkeit. Sie dokumentiert, welche emotionalen Verletzungen das Gefühl zeitigt, es gebe dazu keine Alternative. Ihr Text endet mit dem Appell, den Blick auf die unerträgliche Realität des Krieges nicht vom Imperativ des Aushaltenmüssens verzerren zu lassen:

> In den öffentlichen Debatten der letzten Jahre hat sich der Fokus vom Krieg als inakzeptable Praxis, die Gemeinschaften traumatisiert, Städte und Mikrokulturen zerstört, auf die Bewertung seiner Ergebnisse verlagert; ob diese akzeptabel erscheinen oder nicht. Die Bereitschaft der Gesellschaft, den Krieg auszuhalten, wird durch Umfragen gemessen, deren Ergebnisse wiederum als Argumente für seine Fortsetzung dienen. Das erinnert mich an die Vorstellung, Gefängnisinsassen aufzufordern, sich in einer Befragung für lebenslange Haft oder die Todesstrafe auszusprechen. Vielleicht ist es an der Zeit, sich wieder bewusst zu machen, was Krieg wirklich bedeutet.[2]

Was bedeutet Krieg wirklich? Diese Frage ist Ausgangspunkt des vorliegenden Essays. Wenn für irgendeine Frage, dann gilt für diese, dass es nicht gleichgültig ist, wer spricht. Der Versuch, sie zu beantworten, führt mich daher auf andere Wege als Belorusets. Ich habe kein Buch über den Krieg in der Ukraine ge-

schrieben, sondern versucht, einen Beitrag zu den Debatten aufzusetzen, die vor allem dieser Krieg in Deutschland entfacht hat. Es liegt mir fern, Belorusets' Aufzeichnungen für das zu vereinnahmen, was sein Titel mit »Kritik der Waffen« ankündigt. Dem Terror nächtlicher Luftangriffe bin ich nicht ausgesetzt gewesen, habe nicht aus zerstörten Städten fliehen oder in den Todeszonen an der Front ausharren müssen, hatte weder den Verlust naher Menschen zu beklagen, noch mit körperlichen Versehrungen fertigzuwerden. Ich schreibe nicht als Augenzeuge, sondern als Soziologe, der sich seit Langem mit der Organisation militärischer Gewalt und dem Widerstand dagegen beschäftigt. Ich schreibe zugleich als Kriegsdienstverweigerer und Antimilitarist, dessen fünfzig Jahre zurückliegende Entscheidung, nicht Soldat werden zu wollen, der initiale Akt meiner politischen Sozialisation war und bis heute ihr Gravitationszentrum geblieben ist. Wie könnte der Krieg für mich dasselbe bedeuten wie für Belorusets, wenn unsere Erfahrungen sich dermaßen unterscheiden?

Hinzu kommt: Längst lässt sich das Kriegsgeschehen nicht mehr allein anhand von Erfahrungen vergegenwärtigen. Die technologisch entfesselte Gewalt verwandle das Leben »in eine zeitlose Folge von Schocks, zwischen denen Löcher, paralysierte Zwischenräume klaffen«, und zerstöre die Möglichkeit, dass sich Erfahrung, »die Dauer zwischen heilsamem Vergessen und heilsamem Erinnern«, überhaupt ausbilden kann, notierte Theodor W. Adorno bereits 1944.[3] Belorusets schreibt von »widersprüchlichen Eindrücken«, in welche die andauernde Realität des Krieges versinke.[4]

Widersprüchliche Erfahrungen und Erfahrungslimitationen haben ebenso wie widerstreitende Affekte auch die Entstehung dieses Essays begleitet. Schwierig war es schon, mit den Ereignissen Schritt zu halten. So brachte der Versuch, die aktuellen Wen-

dungen im Bereich des Drohnenkriegs und der militärischen Nutzung Künstlicher Intelligenz nachzuvollziehen, zuallererst die Erkenntnis, dass dies angesichts von Tempo und Reichweite der militärisch-technologischen Revolution ein nahezu aussichtsloses Unterfangen war. Dasselbe gilt für die Eskalation hybrider Angriffe und die dagegen getroffenen Abwehrmaßnahmen. Die dicht getakteten Nachrichten nötigten zu fortlaufenden Nachjustierungen der Argumente, ohne damit den Anspruch auf Aktualität wirklich einlösen zu können. Widersprüche werden virulent, wenn Gewissheiten infrage gestellt, Erwartungen enttäuscht oder Konsense aufgekündigt werden. Sie äußern sich als kognitive Dissonanzen, moralische Ambiguitäten und gegenstrebige Gefühle. Widersprüche verweisen aber auch auf die Praxis des Widersprechens und damit auf Dissens, Opposition und Ungehorsam. Das vorliegende Buch ist widersprüchlich in diesem doppelten Sinn.

Auf der einen Seite wäre es nicht geschrieben worden ohne die Verunsicherung, welche der russische Angriffskrieg bei mir ausgelöst hat. In die Rufe nach Waffenlieferungen für die Ukraine mochte ich nicht einstimmen. Zu groß war meine generelle Skepsis gegenüber der vermeintlichen Alternativlosigkeit militärischer Antworten auf eine kriegerische Aggression, zu groß die Sorge, ein mittelbares Eingreifen der NATO-Staaten in den Krieg könnte ihn ausweiten zu einem neuen Weltenbrand. Angesichts der Bilder ermordeter Zivilist:innen und zerstörter Städte erschien es mir zugleich grausam, der Ukraine die Luftabwehrsysteme vorzuenthalten, die sie benötigte, um die Bevölkerung vor den feindlichen Raketen zu schützen.

Auf der anderen Seite stand das Erschrecken über die geistige und materielle Mobilmachung, die in Deutschland mit Olaf Scholz' Zeitenwende-Rede nur wenige Tage nach dem 24. Februar 2022 losgetreten wurde. Blieb die Bundesregierung auch zö-

gerlich, die Waffen zu liefern, welche die Ukraine verzweifelt erbat, so konnte es mit der Militarisierung im eigenen Land gar nicht schnell genug gehen. In Eilverfahren wurden milliardenschwere Rüstungsprogramme durchgepaukt, Pläne zur Wiedereinsetzung der allgemeinen Wehrpflicht geschmiedet und im Rahmen der NATO die Diskussionen über atomare Teilhabe neu angefacht. Flankiert wurde das Ganze von einer Rhetorik des Ernstfalls. Um sich nicht erpressbar zu machen, drängten Bundesregierung sowie weite Teile der veröffentlichten Meinung unisono, müsse Deutschland im Verein mit seinen europäischen Partnern schleunigst »kriegstüchtig« werden, ansonsten seien russische Raketenangriffe auf Berlin schon bald nicht auszuschließen. Wer Zweifel äußerte, andere Wege zur Debatte stellte, wurde unterlassener Hilfeleistung und geschichtsvergessener Verantwortungslosigkeit bezichtigt oder musste sich als wohlstandsverwöhnter, naiver »Lumpenpazifist« beziehungsweise »fünfte Kolonne Wladimir Putins« beschimpfen lassen.[5] Der sich verstetigende Abnutzungskrieg mit seinem entsetzlichen Blutzoll auf beiden Seiten wurde hierzulande von immer neuen Durchhalteparolen und Waffen begleitet – ein »bellizistischer Taumel«,[6] der zwar keine Begeisterung entfachte, aber einen Sog erzeugte, sich in die Unvermeidlichkeit des Krieges zu fügen.

Die Verunsicherung nach der russischen Vollinvasion in die Ukraine gab mir Anlass, den sicherheitspolitischen Common Sense, aber auch eigene, biografisch geronnene Überzeugungen auf den Prüfstand zu stellen. Mein Erschrecken über den Militarisierungsschub in Deutschland verwandelte sich bald in Empörung und Einspruch. Der vorliegende Essay ist der Versuch, sowohl die Befragung und Selbstbefragung als auch die Gegenrede mit Gründen zu versehen. Ihre Maßstäbe sucht diese Kritik nicht in allgemeinen Prinzipien, außer dem einen: genau hinzusehen. Sie präsentiert keine politische Theorie der Entmilitarisie-

rung, keine Ethik des Nuklearzeitalters, keine kriegssoziologische Abhandlung und keine Militärgeschichte in zeitdiagnostischer Absicht. Der Essay leistet weder einen Beitrag zur Friedensforschung, noch handelt es sich um ein antimilitaristisches Manifest, auch wenn Elemente von alldem in den Text eingeflossen sind. Die einzelnen Kapitel differieren im Hinblick auf ihre Quellen und theoretischen Einsatzpunkte, ihre Flughöhe und das Verhältnis von Deskription und Analyse.

Erkenntnisleitend ist durchgehend die These, dass die Frage, was Krieg heute bedeutet, vor allem von seiner technologischen Dimension her zu beantworten ist. Die Entwicklung der Destruktivkräfte prägt nicht nur das aktuelle Kriegsgeschehen selbst, sondern auch die Imaginationen künftiger Kriege und die Formierung zeitgenössischer Gesellschaften im Dienst der Kriegführungsfähigkeit. Sie fundiert die Rechtfertigungen militärischer Gewalt und weist nicht zuletzt der Opposition gegen Krieg und Militarisierung die Richtung. Antimilitaristische Kritik wird damit zur Kritik der Waffen.

Der Titel des Essays provoziert Fragen: Kann man Waffen kritisieren? Oder allenfalls jene, die sie herstellen, verkaufen und einsetzen? Gilt nicht auch für Waffen der bekannte Slogan der Betonindustrie, »es kommt drauf an, was man draus macht«? Ist nicht auch der Kampf gegen die Gewalt auf gewaltsame Mittel angewiesen? Für den jungen Karl Marx war die Sache noch klar. »Die Waffe der Kritik kann allerdings die Kritik der Waffen nicht ersetzen«, schrieb er 1844, »die materielle Gewalt muss gestürzt werden durch materielle Gewalt«.[7] Kritik als bloß theoretische Waffe sollte praktisch werden, die Massen ergreifen und übergehen in die bewaffnete Abschaffung des Kritisierten. Gegengewalt gegen Gewalt. Marx' Apologie der Waffen im Namen der Kritik war getragen von der Naherwartung einer revolutionären Erhebung, welche der Gewalt ein für alle Mal ein Ende setzen